
Forum

KI?! Maschinelles Lernen und Lehren

Wer heute eine pdf herunterlädt und öffnet, findet neben dem Text oft bereits ein KI-Angebot: „Zusammenfassung gefällig? Hauptthemen des Dokumentes auflisten? Schlussfolgerungen des Autors formulieren?“ Selbst aus einem schlecht gescannten Text vermag die KI in kurzer Zeit Dinge herauszuarbeiten, die eine seit Jahren oder Jahrzehnten mit wissenschaftlichen Methoden vom Exzerpieren bis zum Querlesen beschäftigte Lehrkraft ein Vieles mehr an Zeit kosten würden. Es gilt, Neues zu lernen, inklusive Unterhaltungen mit Programmen, die sich als geduldig und lernfähig erweisen. Studierende benutzen, je nach Zeitdruck, aber auch Geschicklichkeit im Umgang, KIs zur Vorbereitung von Hausaufgaben, Referaten, Seminar- und Qualifikationsarbeiten. Sie tun dies in unterschiedlicher Weise, und doch steht die Frage im Raum, ob die Erzeugung von wissenschaftlichem Wissen referenzlos wird. Large-Language-Modelle scannen das gesamte Netz nach brauchbaren Informationen, um diese ohne Hinweis auf Autorschaft und Kontexte zu neuen Texten zusammenzuführen – zumindest, wenn die genutzte KI nicht im institutionellen Rahmen beschränkt und wenn sie nicht qualifizierter befragt wird. Welche Art von Wissen kommt so in die Welt? Auf welcher Grundlage baut es auf?

Im Feld der digitalen Lehre generieren universitäre Teams Handreichungen für den Umgang mit neuen Hilfsmitteln, die manche Elemente des gesamten Lehrportfolios der letzten Jahrzehnte alt aussehen lassen. Studiendekanate raten dazu, wieder mehr auf mündliche Prüfungen zu rekurrieren, weil die Autorschaft bei schriftlichen Prüfungen nur noch dann kontrollierbar ist, wenn sie unter Aufsicht mit dem Stift in der Hand durchgeführt werden. Plagiat bleibt Plagiat, KI-gestützte Arbeiten dagegen sind schwer zu identifizieren, und Hochschulen schlagen unterschiedliche Pfade ein, den Umgang mit KI und die Vermittlung und Einübung von kritischer Denkfähigkeit auszubalancieren. Wissenschaftspolitisch geht es für manche um nichts weniger als um die Wahrung akademischer Tugenden wie Ehrlichkeit, Integrität durch selbstständig erhobene und analysierte Materialien und Respekt vor der Leistung anderer. Dabei folgt der kritische Einwand auf dem Fuße: Denn, so die Argumentation, erdachte Leitlinien und Handreichungen definieren nicht schlicht Normen des Umgangs, sondern sind allzu oft stark moralisierend. Statt der generativen KI vor allem im Modus der Regulierung zu begegnen, käme es darauf an, sie noch aktiver in die Ausbildung wissenschaftlicher Urteilskraft einzubinden.

Sieben Personen unterschiedlicher Qualifikationsstufen und beruflicher Verantwortung im Bereich der Empirischen Kulturwissenschaft und angrenzender Fächer wurden eingeladen, ihre Erfahrungen und Meinungen zu KI in Lernen und Lehren in Worte zu fassen. Den Anfang macht die Masterstudentin Sabrina Schiffer, die einen zweifach BA-Studienabschluss in Kulturanthropologie und Digital Humanities gemacht hat und bei allem eigenen Enthusiasmus für die revolutionären Potenziale von KI insbesondere auf die sensiblen Aspekte ethnographisch erhobener Daten und die limitierten Fähigkeiten maschineller Analyse verweist. Gleich Schiffer führen auch Cornelia Brink und Hannah Kanz die Black Box der KI-Datenverarbeitungsprozesse als verunsichernden Faktor an. Zwischen dem rasanten Tempo der Neuentwicklungen und der langsameren Annäherung seitens von Lehrkräften finden sie Studierende, deren Griff zu KI auf Unsicherheiten hinweist, die sich auch aus hergebrachten Studienbeginn-Dispositionen speist. Im konkreten Arbeiten mit KI in Seminaren sehen sie eine Möglichkeit, den bloßen Werkzeugcharakter von KI zu demonstrieren und gleichzeitig grassierendem Misstrauen zu begegnen. Hier setzt auch Manuel Trummer bereits im Titel seines Beitrags an und formuliert vier griffige Forderungen, die die Arbeit mit und Einordnung von KI normalisieren könnten. Gleichzeitig nennt er aber auch die Bedrängnisse des Universitätsalltags und zusätzlicher Alltagsnöte, die den Griff zur entlastenden KI ohne den arbeitsintensiven Weg zu deren Meisterung fördern.

Lukas Griessl setzt bei genau solchen studentischen Nöten an: Generative KI bietet sich als Partner an, wenn Studierende – aus welchen Wahrnehmungsgründen auch immer – keinen Kontakt zu einer Lehrkraft knüpfen. Manche Studierende entwickeln eigene Lernwerkzeuge und fördern so „individuelle Bildungspraktiken“. Es gibt zwar die Abgabe eigenverantwortlicher Arbeit an KI, aber es gibt auch die studentische Kritik herkömmlicher Lehre und damit assoziierter Übungen, die mittels KI in alternative Lernpraktiken münden. Max Pellny setzte sich als Tutor mit universitären Richtlinien zur KI (Nicht-)Nutzung einerseits und geschichtswissenschaftlichen Anforderungen andererseits auseinander. Während professorale Spitzfindigkeit genügend nicht-digitalisierte Quellen als Hausarbeitsmaterial aufspüren kann und so die quellenkritische Handwerkskunst geübt und geprüft werden kann, findet Pellny in seiner vermittelnden Tutorenstellung auch Gelegenheit, Richtlinien zwischen lernender Eigenleistung und zeiteinsparender KI-Nutzung aufzuzeigen. Lina Franken skizziert zeitsparende KI-Aufgaben als Potenziale, um den Kopf frei zu haben für „inhaltliche Debatten und Feedbacks“; davor bietet sie Einblicke in ihre lehrenden Übungen, wie z. B. „Wir treiben eine KI in die Enge“ – die sofort zur Nachahmung anregen und vielleicht das eine oder andere Lehrendenherz beruhigen und animieren, die eigene „AI-Literacy“ aufzubauen und an der ethisch-reflexiven Begleitung der Transformation mitzuarbeiten.

Wir hoffen, dass Sie sich als Leser*innen dieses Forums dazu angeregt fühlen, die hier vorgestellten Erfahrungen, Standpunkte und konkreten Praktiken der leh-

renden Vermittlung von Empirischer Kulturwissenschaft, flankiert von einem sich verdichtenden Angebot von KI, mit ihren Kolleg*innen und Studierenden zu diskutieren. Die Transformation des universitären Lehr- und Lernkontextes ist rapide und tiefgreifend. Sie oszilliert zwischen verstörender Disruption und durchaus auch erheiternder Kreativität. Zentral im Navigieren in der Lehre steht – darin sind sich alle Beitragenden einig – der Aufbau bzw. der Beibehalt kritischer, eigenständiger Denkfähigkeit, um den ethischen Ansprüchen beruflicher Arbeit in der EKW gerecht zu werden.

Regina F. Bendix und Victoria Hegner

<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/02.06>

Sabrina Schiffer

Der Einsatz von KI – Chancen und Herausforderungen

Der Einsatz von Künstlicher Intelligenz (KI) verändert unsere Gesellschaft grundlegend, doch viele nutzen sie, ohne ihre Funktionsweise wirklich zu verstehen. Für mich bedeutet KI, dass mein Wissen durch einen unsichtbaren Teil erweitert wird, doch genau dieser unsichtbare Teil stellt ein zentrales Problem dar. KI ist kein eigenständiges Denken, sondern ein programmiertes Wissenssystem, das ausschließlich auf den Daten basiert, die von Entwickler*innen bereitgestellt wurden. Dieses mangelnde Verständnis kann dazu führen, dass Maschinen Entscheidungen treffen, deren Grundlagen und Grenzen nicht ausreichend hinterfragt werden. Besonders in der Kulturanthropologie, wo das Verstehen menschlichen Handelns im Mittelpunkt steht, wirft der Einsatz von KI weitreichende Fragen auf. Die Kulturanthropologie beschäftigt sich mit den sozialen, kulturellen und historischen Dimensionen des menschlichen Daseins. Sie beruht auf methodischer Vielfalt, von teilnehmender Beobachtung bis hin zur qualitativen Analyse von Texten und Erzählungen. Dabei stellt sich bei der Nutzung von KI ein grundlegendes Problem: Die Technologie behandelt alle Texte zunächst gleich, unabhängig davon, ob es sich um einen wissenschaftlichen Artikel, eine literarische Kurzgeschichte oder ein Transkript einer mündlichen Performanz handelt. Diese fehlende Unterscheidung kann in der kulturanthropologischen Forschung zu Fehlinterpretationen führen, da gerade die Textsorte und ihr sozialer Kontext entscheidend für die Analyse sind. Der Einsatz von KI in diesem Bereich birgt gleich mehrere Herausforderungen: Einer Maschine wichtige Entscheidungen zu überlassen – etwa das Kürzen von Texten, das Verwalten und Sortieren von Aufnahmen –, wirft nicht nur praktische, sondern auch ethische Fragen auf. Was passiert mit sensiblen Daten, wenn sie ungefiltert in eine KI eingespeist werden? In

einem Fachgebiet, in dem das eigene Handeln eine zentrale Rolle für das Verständnis menschlicher Kultur spielt, kann der unreflektierte Einsatz von KI zu verschiedensten Problemen führen.

Hinzu kommt, dass KI zwar große Mengen ethnografischer Daten analysieren kann, aber keine kulturellen Nuancen oder individuellen Erfahrungen wirklich versteht. Sie erkennt Muster in Texten oder Sprache, aber keine Bedeutungen im menschlichen Sinne. Damit besteht die Gefahr, dass KI-basierte Analysen die Forschungsergebnisse beeinflussen, ohne dass ihre methodischen Grenzen ausreichend reflektiert werden. Kulturanthropologie lebt von der direkten Auseinandersetzung mit Menschen und ihren Lebensweisen – kann eine Maschine diese Interaktion ersetzen? Der zunehmende Einsatz von KI in geisteswissenschaftlichen Disziplinen zeigt, dass sie eine wertvolle Unterstützung sein kann, aber sie verändert auch grundlegende Forschungsprozesse. Oft bleibt KI eine Black Box – denn selbst wenn wir ihre Ergebnisse sehen, verstehen wir nicht immer jeden einzelnen Schritt, der dahin geführt hat. Gleichzeitig erkenne ich deren Potenzial. Wie viel kann die Technik übernehmen? Wie weit werden wir uns selbst umstrukturieren müssen?

Ich habe ein BA-Studium in Kulturanthropologie und Digital Humanities abgeschlossen und interessiere mich besonders für die Schnittstelle dieser beiden Bereiche. Erst während meines Studiums bin ich mit KI in Berührung gekommen – zuvor war sie ein Werkzeug, das nur wenigen zugänglich war, und viele hätten nicht erwartet, dass sich ihre Entwicklung so rasant beschleunigt. Heute ist ChatGPT für viele ein alltäglicher Begleiter. Obwohl ich fest davon überzeugt bin, dass KI unsere Welt revolutionieren wird und für alle zugänglich sein sollte, muss ihr Einsatz dennoch kritisch hinterfragt werden. Von klein auf erschließen wir uns die Welt durch eigenes Erleben: Wir probieren aus, scheitern und feiern Erfolge. Diese menschliche Erfahrung kann KI nicht ersetzen, weshalb ihr Einfluss mit Bedacht betrachtet werden muss. Gerade in der Kulturanthropologie, wo Forschung auf direkter menschlicher Erfahrung basiert, darf KI kein Ersatz für echte Begegnungen und interkulturelles Verstehen sein. Deshalb braucht es klare ethische Richtlinien und einen detaillierten (und stets an neue Entwicklungen angepassten) Leitfaden für die Nutzung von KI, insbesondere in der Forschung. Nur so kann sichergestellt werden, dass KI verantwortungsvoll eingesetzt wird, ohne dass zentrale wissenschaftliche und ethische Prinzipien verletzt werden. Sie sollte als unterstützendes Werkzeug verstanden werden, das Forschenden hilft, ihre Arbeit effizienter zu gestalten – nicht als eine Instanz, die autonom Analysen über kulturelle Prozesse erstellt. Nur wenn wir uns kritisch mit ihren Grenzen und Möglichkeiten auseinandersetzen, kann KI sinnvoll in die Wissenschaft integriert werden, ohne den Kern kulturanthropologischer Forschung, das Verstehen des Menschseins, zu gefährden.

Cornelia Brink und Hannah Kanz

Über den Wert der Irritation. Ein Praxisbericht zu Large Language Models in der Lehre

Wovon wir ausgehen

Wir schreiben diesen Beitrag aus der Perspektive von Dozentinnen der Empirischen Kulturwissenschaft und der Historischen Anthropologie, die in den vergangenen Semestern Erfahrungen mit LLMs in der Lehre in einem Bachelor- und einem Masterstudiengang gesammelt haben. Außerdem greifen wir auf (unsystematische) Lektüren, Lehrvideos zu LLMs sowie auf Diskussionen mit Kolleg:innen und Studierenden zurück. Gelegentlich wenden wir LLMs selbst an, vor allem, um zu testen, was sie ermöglichen und wo ihre Grenzen liegen. Gerade die scheinbar mühelose und großflächige Textproduktion und -rezeption auf Knopfdruck fordert uns in unserer Wissensproduktion heraus, weswegen wir die Notwendigkeit sehen, uns sowohl individuell als auch als Fachvertreter:innen damit auseinanderzusetzen.

Als Wissenschaftlerinnen sind wir aufgefordert, die Herkunft unserer Materialien – der historischen Quellen, der Befunde aus Feldforschungen, unsere Lektüren etc. – nachzuweisen und unsere Denkprozesse methodisch transparent zu machen. LLMs dagegen, so der Hochschul- und Mediendidaktiker Tobias Schmohl, konfrontieren uns mit einer „epistemischen Unsicherheit“: „Was bedeutet es für die Hochschulbildung, wenn Wissen zunehmend in Black-Box-Systemen erzeugt wird, deren innere Prozesse selbst Expertinnen und Experten verschlossen bleiben?“ Diese Frage treibt uns um, auch in der Lehre. Wir finden uns in einer Zeit, die im Hinblick auf die technische Entwicklung von einer großen Dynamik geprägt ist. Dem gegenüber steht ein deutlich langsames Sich-vertraut-machen mit den LLMs aufseiten der Lehrenden und Studierenden. Das am meisten genutzte Wort in Äußerungen zum Thema ist „vorläufig“. Diese Situation produziert neben Neugier auch Verunsicherung: ganz praktisch in der Anwendung, für unser Selbstverständnis als Wissenschaftler:innen und nicht zuletzt mit Blick auf rechtliche Fragen wie Datenschutz und Urheberrecht. Unseren Text verstehen wir gleichermaßen als Einladung zum Ausprobieren und zur kritischen Reflexion.

Beobachtungen in der Lehre

Studierende bringen sehr unterschiedliche Erfahrungen (oder *LLM literacy*) mit. Einige verzichten ausdrücklich auf LLMs. Andere arbeiten seit ihrer Schulzeit damit. Manche tauschen ihre Erfahrungen mit LLMs und ebenso ihre Unsicherheiten darüber aus, wo und wie die Grenzen zwischen erlaubtem und nicht mehr erlaubtem Einsatz verlaufen, und darüber, wie sich Selbstständigkeitserklärungen und Empfehlungen verschiedener Fächer und Fakultäten unterscheiden.

Ein Vergleich von vier Seminaren, die vom SoSe 2023 bis zum WS 2024/25 stattgefunden haben, zeigt, dass der Gebrauch zugenommen hat und selbstverständlicher geworden ist. Einige Studierende unterscheiden verschiedene, teils kostenpflichtige Tools und ihre Einsatzmöglichkeiten und nutzen sie gezielt; andere verwenden allein die bekannte, jeweils kostenlos zugängliche Version von ChatGPT, ohne vertiefte Kenntnis von den Möglichkeiten dieses Tool (und ohne zu wissen, dass der gezielte Gebrauch ein spezifisches Wissen voraussetzt). Viele erschließen sich die Anwendungsbereiche intuitiv. Deutlich weniger setzen sich kritisch mit den soziotechnischen Produktions- und Entstehungsbedingungen auseinander. Was hier schon deutlich wird: Wer, mit Pierre Bourdieu, über hinreichend ökonomisches, kulturelles und/oder soziales Kapital verfügt, hat einen Startvorteil und kann u. U. durch reflektiert formulierte Prompts und gezielte Anwendungen verschiedener LLMs seine Arbeiten verbessern; wer sich schwer tut mit dem wissenschaftlichen Arbeiten, dem helfen LLMs nicht notwendig. Das zentrale, oft unterschätzte Kapital im gewinnbringenden (akademischen) Einsatz von LLMs ist nach wie vor Fachwissen, um beurteilen zu können, ob das Ergebnis inhaltlich überzeugend und qualitativ gut ist.

Wir haben in Gesprächsrunden und bei der Beurteilung von Hausarbeiten nachgefragt, wie LLMs zum Einsatz kommen. Dazu drei Beispiele:

„Formuliere einen Text in akademischer Sprache.“ Offensichtlich gibt es eine vage Vorstellung davon, dass die gesprochene Sprache bzw. der eigene schriftliche Ausdruck nicht „akademisch“ ist. Wofür „akademisch“ stehen soll und was ein LLM darunter verstehen könnte, bleibt offen, der Vorschlag wird als passend wahrgenommen.

„Fasse die Kernaussagen dieses Textes zusammen.“ Ein Text wird hochgeladen (was nicht bei allen LLMs bzw. bei universitätsintern angebotenen Plattformen wie HAWKI technisch möglich ist), um dessen zentrale Aussagen generieren zu lassen. Nur: Ist die zentrale Aussage eines Textes immer die relevanteste Aussage für den, der anfragt? Was muss ich vorab wissen, um eine eigene Fragestellung entwickeln zu können, die meine Frage an das LLM leitet?

Ein letztes Beispiel: Häufig ist davon die Rede, LLMs könnten als „Sparring Partner“ genutzt werden, um eigene Gedanken zu diskutieren, Irritationen aufzuklären oder die Kreativität zu fördern. Offen bleibt dabei, was ein „Sparring Partner“ genau sein soll, wann hier die Grenze des Erlaubten überschritten ist und wo der Vorteil eines solchen Einsatzes von LLMs liegen könnte gegenüber dem fachlichen Austausch mit Kommiliton:innen. Mehr noch: Stellen zwei oder mehr Studierende im Gespräch fest, dass sie ein Thema nicht verstanden haben, kann aus der geteilten Verunsicherung die Agency erwachsen, dieses Thema in der nächsten Sitzung erneut aufzubringen und die Dozierenden zu bitten, es noch einmal genauer zu erklären.

Wenn Studierende in Seminaren aufgefordert sind, ihren Gebrauch von LLMs zu dokumentieren bzw. zu reflektieren, offenbaren die gewählten Prompts (erstens)

große Wissensunterschiede, mit Folgen für das LLM-Angebot und für dessen Beurteilung, und (zweitens) grundlegende Unsicherheiten in der Praxis wissenschaftlichen Denkens und Schreibens, die mit dem Einsatz von LLMs nichts zu tun haben müssen. Besonders der Beginn eines Studiums und noch dazu von geistes- und kulturwissenschaftlichen Fächern birgt viel Potenzial für Verunsicherungen und Überforderungen. Der Gebrauch von LLMs, die plausible Texte produzieren können, kann verlockend erscheinen, aber ebenso dazu führen, dass eigene Wissenslücken verdeckt bleiben. Als Lehrende sind wir aufgefordert, die Studierenden in ihren Irritationen über schwierige Texte oder komplexe Sachverhalte besser zu begleiten und transparent zu machen, dass Überforderungen – so schwer auszuhalten sie auch sein mögen – ein zentraler Bestandteil von Lernerfahrungen sind, der am Ende zum Erkenntnisgewinn führen kann.

Was tun?

Wir plädieren dafür, Praxiserfahrungen von Studierenden ernst zu nehmen und sie in Lehrveranstaltungen zu integrieren. Im Unterschied zu den Studierenden scheinen Lehrende bisher weniger mit LLMs zu arbeiten (was nicht zwingend eine Generationsfrage sein muss). Sie sind eher informiert über die an ihrer Universität, Fakultät oder im Institut gültigen Regeln oder Empfehlungen zum Einsatz von LLMs. Derzeit kurssierende unterschiedliche Regelungen wie auch die unscharfen Grenzen zwischen „erlaubt“ und „verboten“, so eine Vermutung, können eine Kultur des Misstrauens fördern, der die explizite Auseinandersetzung mit LLMs begegnen kann.

Dabei kostet unser Vorschlag zunächst Zeit – entgegen der Erwartung, man könne mit LLMs Zeit sparen. Wir haben gute Erfahrungen damit gemacht, ihren Einsatz im Seminar im Kontext eines wissenschaftlichen Themas, das gerade behandelt wird, auszuprobieren und die Ergebnisse zu diskutieren. Selbstverständlich geht das zunächst auf Kosten einer oder zweier thematisch ausgerichteter Sitzungen, ein Einwand, den wir von Kolleg:innen häufiger hören. Wird der Einsatz von LLMs aber exemplarisch an Inhalte geknüpft, kann deren Verständnis sogar vertieft werden. Darüber hinaus bietet die Auseinandersetzung mit LLMs einen hervorragenden Ausgangspunkt, um das kritische Denken zu schulen, Quellen zu prüfen und über die Standards guter wissenschaftlicher Praxis zu diskutieren.

Ebenso wichtig ist es, außerhalb der Lehrveranstaltungen LLMs auszuprobieren. Das gilt für Lehrende und Studierende gleichermaßen. Beginnt man mit Themen, in die man gut eingearbeitet ist, lassen sich die Angebote von LLMs damit abgleichen: Geht ein mit ChatGPT generierter Vorschlag tief genug? Werden Nuancen erkannt? Entsprechen die Antworten den eigenen Fragen an den Text? Treffen die Aussagen zu? Existieren die vorgeschlagenen Aufsätze?

Ein vorläufiges Fazit

LLMs sind Werkzeuge, nicht mehr und nicht weniger. Sie zu benutzen, ist nicht gleichzusetzen mit akademischem Lernen. Für diese Unterscheidung zu sensibilisieren, gehört sicher zu den anspruchsvollsten Lernzielen, wenn man LLMs in der Lehre thematisiert: Was unterscheidet mein Studium von anderen Ausbildungswegen? Welche Erwartungen habe ich an mein Studium? Was heißt wissenschaftlich arbeiten?

Last, but not least sind ethische Fragen mit dem Einsatz von LLMs angesprochen: „Wem stehen welche Versionen zur Verfügung?“ behandelt Fragen der Gerechtigkeit unter Studierenden und damit die Möglichkeit, dass sich Bildungs- und Wissensunterschiede durch den Gebrauch von LLMs auch vertiefen können. Es geht um falsche Fakten, um *Biases* und Vorurteile, die die Antworten von LLMs reproduzieren, um ungleiche Arbeitsbedingungen derjenigen, die beteiligt sind an der Entwicklung, und um den rasant zunehmenden Verbrauch von Wasser, Energie und Rohstoffen. Hier berührt der Einsatz von LLMs grundsätzliche Fragen von Studierenden und Lehrenden in Lebensbereichen auch außerhalb der Universitäten – die wiederum Gegenstände künftiger kulturwissenschaftlicher Forschung werden können.

Als Lehrende sind wir gefordert, uns mit LLMs auseinanderzusetzen, sind aber, da folgen wir noch einmal Schmohl, aktuell „nicht ansatzweise vorbereitet“. Es gilt, Nutzen und Grenzen der Anwendung gleichermaßen in den Blick zu nehmen und dafür anfangs Zeit in Weiterqualifikationen zu investieren. Nicht zuletzt gilt es, den Einsatz von LLMs als aufmerksame Zeitgenoss:innen kritisch zu kontextualisieren und zu reflektieren. Learning by doing allein reicht nicht aus.

Literatur

Schmohl, Tobias . 2025. „Verantwortungsvolles Lehren und Lernen: Ethik und Hochschulbildung im Zeitalter der Künstlichen Intelligenz.“ *Forschung & Lehre* 1: 20–22.

<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/02.08>

Manuel Trummer

Skills statt Misstrauen! Lehre und Lernen mit KI

Neulich erzählte mir eine Kollegin, sie fühlte sich zuletzt mehr als Detektivin denn als Dozentin. Erfundene Quellen, verdächtige Formulierungen, manipulierte Zitate – ein latentes Misstrauen prägte inzwischen ihren Blick auf studentische Arbeiten. Bei ihr, aber auch in vielen anderen Gesprächen mit Kolleg*innen aus der Lehre, erscheinen Large Language Models (LLMs) wie ChatGPT als bedrohliche Macht, die nicht nur liebgewonnene Lehrarrangements zerstört und Studierende zum Betrug verführt,

sondern auch die Rolle von Lehrenden fundamental infrage stellt. „Letztlich chancenlos“ sei man, zumal „die KI ja auch immer klüger werde“ – so der ratlose Tenor dieses fast apokalyptisch anmutenden Flurgesprächs.

Die Haltung meiner Kollegin scheint symptomatisch für eine neue Welle einer „Automation Anxiety“, die seit Ende 2022 mit Open AIs ChatGPT und anderen LLMs die Unis erfasst hat. Caroline Bassett und Ben Roberts bezeichnen damit eine Angst vor künstlicher, selbst „denkender“ Technologie, die spätestens seit den 1970er-Jahren informationstechnische Umbrüche begleitet (jüngst schrieb in dieser Zeitschrift auch Lina Franken von einer neuen Angst der Forscher*innen vor dem Feld der KI). Und die Bedenken sind ja berechtigt: Es drängen sich grundlegende Fragen nach Autorschaft, Forschungsethik und epistemischer Autorität auf. Ihre Nutzung in der Lehre kann daher gerade aus einer kritischen empirisch-kulturwissenschaftlichen Perspektive nicht losgelöst von Fragen nach Macht, Bias und Zugänglichkeit betrachtet werden. In der Lehr- und Lernpraxis schafft das Unsicherheit.

Dennoch sind diese Werkzeuge umfänglich in den Alltag der meisten Studierenden integriert. Wir beobachten in den letzten Semestern zunehmend avancierte Workflows und individualisierte Lernumgebungen: KI-Modelle zeichnen Vorlesungen auf und werten sie sitzungsübergreifend auf Kernthesen und weiterführende Literatur hin aus, sie verdichten Aufsätze zu Lernkarten für Prüfungen oder sie dienen als hermeneutisches Instrument zur Schärfung der Argumentation in Hausarbeiten. Wie aber lassen sich die Haltungen von – frei nach Eco – Apokalyptikern und Integrierten produktiv zusammenführen? KI-unterstützte Lernpraxen sind längst veralltäglicht. Es muss eine weitere Normalisierung im Denken und Sprechen über KI folgen, um die akademische Grauzone von Plagiatsjagd und Heimlichtuerei zu verlassen. Vier Bedingungen scheinen mir dafür erstrebenswert:

Flexible Rahmenbedingungen schaffen und kommunizieren! Die Unsicherheit bezüglich dessen, „was erlaubt ist“, lähmt Lehrende wie Studierende. Allgemeine Rahmenbedingungen auf Universitätsebene allein genügen hier als Lösung nicht. Da die Anforderungen an KI in unterschiedlichen Disziplinen teils erheblich variieren, sind fachspezifische Leitlinien auf Instituts-/Lehrstuhlebene nötig. Vertrauen und Verbindlichkeit – auf beiden Seiten – schaffen auch von Dozierenden und Studierenden kooperativ vereinbarte „Seminarverträge“, die themen- und veranstaltungsspezifisch KI-Anwendungen und die situativ nötigen Transparenzkriterien definieren.

AI-Literacy von Studierenden UND Dozierenden fördern! Eine kritisch-reflektierte Nutzung von KI erfordert Kompetenz auf beiden Seiten. KI-Übungen gehören in jeden BA-Grundkurs zum wissenschaftlichen Arbeiten, ebenso wie Citavi, MaxQDA und OPAC-Recherchen. Auch in Besprechungen zu Seminar- und Abschlussarbeiten sollte der zielgerichtete Einsatz stets Thema sein. Dafür sollten auch Lehrende offen für Weiterbildungsangebote sein, wie sie die Hochschuldidaktik an den meisten Standorten anbietet.

Quellenkompetenz statt reiner Generierung! Ein verbreitetes Problem ist der plumpe Einsatz von KI zur unreflektierten Texterstellung, was die eingangs beklagte „Detektivarbeit“ provoziert, Vertrauen untergräbt und Frust schafft. Eine anwendungsnahe Lehre, die früh auf eigene empirische Forschung, Interviewübungen oder Quellenarbeit setzt, kann die Versuchung rein generativer Nutzungen reduzieren. Gelingt es, mit den methodischen Kernstärken einer Empirischen Kulturwissenschaft die Begeisterung für eigenes Denken und Forschen zu wecken, tritt die KI als Abkürzung vielleicht in den Hintergrund. Ansätze der digitalen Autoethnografie, der STS oder der Critical Code Studies, wie sie viele Fachkolleg*innen schon erfolgreich anwenden, bieten zudem Gelegenheiten, kritisch-reflexive Lehre zu KI-Alltagspraxen, Blick- und Repräsentationsregimen anzubieten.

Werkzeug statt Partner: Eine Normalisierung erfordert einen Wahrnehmungswandel und eine kritische Reflexion unseres Sprechens über KI. Nicht nur in der Klage von Kolleg*innen, auch in vielen hochschulpolitisch-didaktischen Handreichungen, die KI als „Lernpartner“ oder „Schreibpartner“ deklarieren, tritt uns KI als autonome Entität gegenüber. Das ist ein Problem – wer möchte einem „Lernpartner“ vertrauen, der verschweigt, woher sein Wissen stammt und von wem er plagiiert hat? Die Kategorie Vertrauen sollte zwischen den eigentlichen „Lernpartner*innen“ bestehen, den Dozierenden und den Studierenden. KI, als Werkzeug verstanden, benötigt kein Vertrauen, sondern Skills – und Skills lassen sich lehren und lernen.

Natürlich ist all das leichter gesagt als getan, insbesondere an Standorten mit Hunderten von Studierenden und wenig Personal. Auch die Ursachen für problematische KI-Nutzung sind oft nicht technologischer, sondern gesellschaftlicher Natur. Hohe Arbeitslast durch Nebenjobs, lange Pendelzeiten, psychische Erkrankungen: Künstliche Intelligenz ist ein Werkzeug, das in einem zunehmend komplexeren Studierendenalltag für Entlastung sorgt. So sollten wir nicht aus den Augen verlieren, dass die Probleme, die wir im Kontext von KI und studentischen Prüfungsleistungen diskutieren, oft an einem Punkt weit vor der KI selbst beginnen. Als Vertreter*innen einer kritischen Gegenwartswissenschaft sind wir geradezu verpflichtet, auch diese strukturellen und sozialen Alltagszwänge zu identifizieren und in ein pragmatisches Verhältnis zur Nutzung von KI in universitären Lern- und Lehrumgebungen zu setzen.

Lukas Griessl

GKI-Nutzung als leise Kritik an Studium und Lehre

Im Gespräch mit Studierenden über generative künstliche Intelligenz (GKI) wird schnell deutlich: Ihr tatsächlicher Umgang damit ist oft klüger, komplexer und reflektierter, als es viele Debatten über „die Studierenden“ vermuten lassen. Häufig ist zu hören, Studierende nutzen GKI vor allem zum Schummeln, zum Verfassen von Hausarbeiten oder zur Vermeidung von Literaturrecherche und verlören dabei ihre Fähigkeit zum eigenständigen Denken und Arbeiten. Manche dieser Sorgen sind bestimmt berechtigt, und ich möchte mit diesem Beitrag nicht behaupten, die Nutzung von GKI sei unproblematisch. Doch innerhalb der Studierendenschaft zeigt sich eine differenzierte Perspektive – und diese ernst zu nehmen, kann uns helfen, Lehre und Studium unter den Bedingungen generativer KI weiterzudenken.

Im Rahmen des Projektes „Hybrid Epistemic Practices“ an der Universität Tübingen führten wir in den letzten Monaten mehrere Einzelinterviews mit Forschenden sowie Fokusgruppen mit Studierenden durch. Ziel dabei war es zu verstehen, wie GKI in den Geistes- und Sozialwissenschaften eigentlich eingesetzt, diskutiert und verhandelt wird. Die Gespräche mit Studierenden offenbaren dabei nicht nur vielfältige Nutzungsformen und Diskurse rund um GKI, sondern auch Spannungs- und Problemfelder im größeren Universitätskontext. Deren Betrachtung kann uns helfen, auf die Bedürfnisse der Studierenden einzugehen und damit Studium und Lehre zu verbessern.

Eine Person etwa beschreibt GKI als verlässliche*n Partner*in bei mangelnder Betreuung durch Lehrende. Sie erläutert, wie ihre Dozentin ihr bei der Suche nach einem Hausarbeitsthema nicht helfen konnte oder wollte: „Ich habe mit ChatGPT so viel Zeit verbracht, überhaupt mal das Thema meiner Hausarbeit rauszufinden. [...] Die Dozentin hat mir einfach überhaupt nicht geholfen [...] und mich immer nur noch mehr verwirrt und verwirrt. [...] Und dann habe ich das so mit ChatGPT ausgearbeitet irgendwie.“ GKI wird hier als eine Art kompensatorische Instanz gesehen – ein Tool, das Orientierung gibt, wo menschliche Begleitung fehlt oder zu kurz kommt. Die KI scheint Probleme ernst zu nehmen, wo Studierende sich allein gelassen fühlen.

In eine ähnliche Kerbe schlägt die Einschätzung von GKI als Kontrast zu einer oft als hierarchisch empfundenen Universitätskultur: „Da ist jemand, der hat promoviert, habilitiert, ich komme gar nicht an das Niveau dran. Ich würde mich gar nicht trauen, da eine Frage zu stellen. Ich weiß, dass es vielen so geht. [...] Und in der Hinsicht bietet dann ChatGPT eine Alternative, gerade um Wissen auch ein bisschen mehr accessible zu machen.“ Hier wird GKI auch als zugängliche*r Gesprächspartner*in beschrieben, der/die Schwellen senkt und sich tatsächlichen oder wahrgenommenen Machtpositionen und Hierarchien im Universitätskontext entzieht. Für manche scheint GKI dadurch einen sicheren Raum zu bieten, in dem jegliche Fragen

gestellt werden können, ohne Angst davor haben zu müssen, kritisiert oder nicht ernst genommen zu werden.

Darüber hinaus konnten wir auch eine Verwendung von GKI als Reaktion auf einen empfundenen Sinnverlust beobachten. Mehrere Personen etwa berichteten von regelmäßigen Abgaben, die scheinbar nur dazu da sind, die Studierenden „beschäftigt zu halten [...] und nicht dass [sie] irgendwas lerne[n]“. Eine Person beschreibt, dass sie sich diese Aufgabe dann von „KI komplett schreiben [hat] lassen [u]nd es [...] sich richtig gut angefühlt [hat][.] [E]ndlich muss [ich] diese Sklavenarbeit [nicht mehr] machen!“ GKI wird hier mitunter aus Protest genutzt – nicht aus Bequemlichkeit, sondern als Reaktion auf als sinnlos empfundene Aufgaben. Studierende greifen mitunter also auch auf GKI zurück, um sich von Arbeiten zu „befreien“, die sie nicht als lernförderlich erleben. Allein die Möglichkeit, für nahezu jede Aufgabe auf GKI zurückgreifen zu können, verschiebt die Grenzen dessen, was als zumutbar und legitim gilt.

Stattdessen entwickeln Studierende mithilfe von GKI auch eigene Lernwerkzeuge, die individuelle Bildungspraktiken fördern und sich besser an ihre Bedürfnisse und Lebensrealitäten anpassen lassen. GKI erscheint hier als Ermöglichungsstruktur für neue, selbstgestaltete Lernformen. Es geht dabei weniger um das Verweigern von Lernprozessen als um deren Transformation.

Es muss jedoch auch anerkannt werden, dass GKI nicht nur dazu genutzt wird, strukturelle Herausforderungen im Studium zu bewältigen und neue Lernwerkzeuge zu entwickeln. Manche setzen generative KI auch einfach dazu ein, sich den Studienalltag zu erleichtern – was langfristig dazu führen könnte, dass grundlegende akademische Kompetenzen und Fähigkeiten auf der Strecke bleiben. In vielen Debatten über „die Studierenden“ geraten jedoch gerade jene, die GKI reflektiert und lösungsorientiert einsetzen, schnell aus dem Blick.

Viele Studierende nutzen GKI also durchaus pragmatisch und zielführend zur Bewältigung ihres Studienalltags und zeigen dabei eine reflektierte Haltung, die auch Lehrenden etwas zu sagen hat. Die hier skizzierten Beispiele zeigen, dass viele Studierende generative KI nicht einfach nutzen, um Anforderungen zu umgehen und es sich leicht zu machen, sondern um auf echte Herausforderungen im Studienalltag zu reagieren. In ihrem Umgang mit GKI verhandeln sie implizit, was gute Lehre für sie bedeutet: Sie soll erreichbar, verständlich, relevant und anschlussfähig sein. Und da sich GKI-Anwendungen nicht aus den Seminarräumen und Hörsälen verbannen lassen werden, gilt es, deren Einsatz zu verstehen, mit Studierenden offen zu diskutieren, nutzbar zu machen und kritisch zu hinterfragen. Für die Lehre heißt das, GKI nicht nur als Störung zu verstehen, sondern als Hinweis auf strukturelle Herausforderungen – und als Anlass, gemeinsam mit den Studierenden nach angemessenen Antworten zu suchen.

Max Pellny

Gedanken und Beobachtungen

„Keine andere Erfindung wird so viel Einfluss darauf haben, wie wir in Zukunft studieren, lernen, ja denken.“, schrieb die Zeitschrift ZEITCampus im Editorial der 3. Ausgabe vom April/Mai 2024.

In meinem persönlichen geschichtswissenschaftlichen Studium spielte die Verwendung dieser maschinellen Werkzeuge bisher keine Rolle. Erste Berührungspunkte entstanden während meiner Tätigkeit als Tutor, die mich gegenüber den Studierenden zu einer Positionierung zwang. Zeitgleich änderte die Universität Jena ihre Richtlinien der Eigenständigkeitserklärung für die Abgabe schriftlicher Prüfungsleistungen zu Beginn des Jahres 2024. Die Anfertigung von Hausarbeiten stellt bisher die zentrale Prüfungsform unseres Fachs dar. Die neuen Richtlinien verbieten die Verwendung von generierender KI-Software, sofern diese nicht mittels „Freigabeerklärung“ gestattet ist. Im Falle einer genehmigten Verwendung, solle der eigene „gestalterische Einfluss“ überwiegen – was auch immer das bedeuten soll. Eine Anwendung als Hilfsmittel, um beispielsweise den sprachlichen Stil zu verbessern oder Zusammenfassungen von Aufsätzen zu erstellen, untersagen die neuen Vorgaben scheinbar nicht. Nach einem langen Gespräch mit dem Seminarleiter, für den ich das Tutorium betreute, stellte sich schnell heraus, dass die Skepsis überwog und die ganze Aufregung der „Untergangsapologeten“, die das Ende aller schriftlichen Prüfungsleistung in den Fächern Kulturanthropologie und Geschichte oder extremer, das Ende aller geisteswissenschaftlichen Studiengänge vorhersagen, unberechtigt scheinen. Der Professor gab an, dass er grundsätzlich Themen für schriftliche Prüfungsleistungen (Hausarbeiten) vergebe, mit denen KI-Software nichts anfangen könne. Zum Beispiel: „Vergleichen Sie den Aufstand in Aachen 1830 mit dem zeitgleichen Geschehen im italienischen Ort XY“. Des Weiteren sind im fortgeschrittenen Studium intensive Auseinandersetzungen mit Quellenbeständen notwendig, die zum großen Teil nicht digitalisiert sind. Hiergegen lässt sich einwenden, dass die Digitalisierung dieser Bestände nur eine Frage der Zeit sei. Wer hingegen einmal an den hunderten Metern verplombter Aktenbestände im Staatsarchiv Weimar vorbeigegangen ist, darf diese Vorhersage berechtigterweise in Zweifel ziehen. Selbstverständlich wird der Zugang zu digitalisierten Findbüchern und Quellen nicht weniger und dies ist kein Grund pessimistisch zu werden. Während mein Professor bei der Suche nach neuen Indizien/Quellen ganze Zeitungsbestände analog durchsuchen musste, bis ihm der Gehirnkasten „brannte“ oder er diese Aufgaben an eine studentische Hilfskraft delegierte, kann ich im Fall des „Jenaischen Volksblatts“ alle Jahrgänge von 1870 bis 1945 nach Stichworten durchsuchen. Gebe ich heute das Wort „Museum“ in der Stichwortsuche ein, erscheinen um die 200 Treffer. Das Filtern nach Querverbindung, die Sortierung in relevant und irrelevant und das Lesen der Quellen

muss ich hingegen selbst erledigen. Es ist nur logisch, dass in Zukunft auch hier KI-Software zum Einsatz gebracht werden kann und wird. Die technische Machbarkeit ist sicher weniger ausschlaggebend, sondern die finanziellen und personellen Ressourcen postmoderner Universitäten, Bibliotheken und Archive.

Zurück zur Ausgangsfrage: Wie sollte ich mich gegenüber den Studierenden des Tutoriums in Bezug auf die Anwendung positionieren? Um nicht als erkonservativer „Ewiggestriger“ zu gelten, der ebenso im 19. Jahrhundert die Eisenbahn oder im 16. Jahrhundert den Buchdruck abgelehnt hätte, begann ich mit dem Aufzeigen positiver Anwendungsbereiche. So erzählte ich von einem befreundeten Lehrer, der teils inhaltlose und vor Anschuldigungen strotzende Elternschreiben mittels KI beantwortete und dadurch eine enorme Arbeitserleichterung erreichte, sowie von meiner Arbeit in der Redaktion der Uni-Zeitschrift, in der wir gelegentlich Illustrationen durch KI erstellen ließen. Die Arbeit unserer begabten Illustratorin sei trotzdem alles andere als obsolet geworden – im Gegenteil.

Aber was bedeuten die neuen Entwicklungen für Studierende und ihre Studienpraxis im Einzelnen? Ausgehend von der Annahme, dass sprachliche Klarheit die analytische Klarheit bedingt, riet ich von der Verwendung zur Verbesserung sprachlicher Formulierungen ab. Sicherlich lassen sich Hausarbeiten im Nachhinein dadurch verbessern, aber was passiert während eines Referats? Was passiert in einer wissenschaftlichen Diskussion, die im Anschluss eines jeden Referats folgt? Würde man sich kurz zurückziehen und eine KI um Rat fragen, die dann die eigenen Antworten und Fragen sprachlich und/oder inhaltlich korrigiert und anschließend mit automatischer Sprachgenerierung dem Kolloquium offenbart? Nein, das Denken und die Formulierung dieser Gedanken ist und wird jedem „Gehirnkasten“ selbst überlassen bleiben. Ein Teil der Studierenden in den Fächern Kulturanthropologie und Geschichte studiert mit dem Ziel, im pädagogischen Bereich tätig zu sein. Im Unterricht sind soziale und fachliche Kompetenzen gefordert, die sich erst nach Jahren der intensiven Auseinandersetzung mit geschichtswissenschaftlichen Inhalten und eines persönlichen „Reifeprozesses“ herausbilden können. Dieser Weg ist nicht leicht und erfordert viel Kraft, die keine KI einem abnehmen kann.

Offen bleibt, ob sich die konservative Prüfungsform der schriftlichen Hausarbeit im Fachbereich überlebt hat. Wird es in Zukunft ausschließlich mündliche Prüfungsformen geben? Auch hier bleibe ich skeptisch. Betrug im wissenschaftlichen Schreiben hat es auch vor maschinellen Werkzeugen wie KI-Software gegeben. Er war und ist, was er immer sein wird: Selbstbetrug.

Lina Franken

Von Wahrscheinlichkeiten und Aussagen. Kontextualisierungen künstlicher Intelligenz zwischen Ausprobieren und Reflektieren

Vor kurzem saß ich mit einer alten Freundin zusammen, die ich lange nicht gesprochen hatte. Schon nach wenigen Minuten Austausch dazu, welche Themen uns aktuell beschäftigen, fragte die promovierte Biologin bei meinem Bericht zu Forschung mit digitalen Daten und Methoden: „Und wie verhaltet ihr euch dabei zu ChatGPT?“ Die Reaktion ist paradigmatisch für Erwartungshaltungen, die mit sogenannter künstlicher Intelligenz einhergehen: In der Regel sind diese konzentriert auf generative KI, und häufig fällt nur der Name des Marktführers, der ähnlich wie bei Suchmaschinen oder Taschentüchern zum Synonym geworden ist. KI in Forschung und Lehre sollte jedoch in einen breiteren Zusammenhang eingeordnet werden. Ohne Wissen über die computationellen Zusammenhänge ist sie zwar in ihrer generativen Form über Chat-Interfaces einfach nutzbar, die damit einhergehenden Fallstricke sind dann jedoch umso größer.

Mit Studierenden steige ich in das Thema deshalb gerne mit der Übung „Wir treiben eine KI in die Enge“ ein: Zu einem Spezialgebiet nach eigener Wahl – von Musikrichtungen bis zu theoretischen Konzepten ist alles erlaubt – stellen wir einem Chat-Interface immer detailliertere Fragen. In der Regel merken wir schnell, dass die gelieferten Antworten ungenau oder direkt falsch werden. So wird greifbar, dass hier letztendlich Statistik am Werk ist, welche lediglich die jeweils wahrscheinlichsten nächsten Wörter aneinanderreihet. So wird eine geschätzte Kollegin, nach der ich gefragt hatte, von der Digitalisierungs- zur Genderforscherin, einfach weil zu wenig Daten über sie in dem (uns unbekannten) Trainingsdatensatz vorhanden sind. Wir haben auch schon sinnfreie Rezepte für eine Spezialität aus Kamerun und falsche Zuordnungen von K-Pop-Sängern zurückgemeldet bekommen.

Von diesen Fehlern ausgehend können nicht nur die fehlenden Informationen zur Datengrundlage quasi aller Modelle kritisch hinterfragt werden, sondern auch neue Perspektiven auf Datenschutz und ethische Probleme diskutiert werden: Warum fehlen Informationen, und was passiert mit den Inputs, die wir einspeisen? Warum ist es also höchst problematisch, eigene Quellen im Austausch mit einer generativen KI zu interpretieren oder sensible Interviews transkribieren zu lassen? Spätestens dann bewegen wir uns von ChatGPT weg und probieren unterschiedliche Chat-Oberflächen mit verschiedenen Datengrundlagen aus, die z. B. auf Landesservern bereitgestellt werden und unsere Daten nicht weiterverwenden.

KI umfasst viel mehr als diese so leicht zugänglichen Interfaces, die im Gespräch mit meiner alten Freundin aufkamen. Es bestehen große Schnittmengen mit ma-

schinellem Lernen, titelgebend für dieses Forum, in welchem etwa Sprache datengetrieben und in für Menschen nicht nachvollziehbaren hochkomplexen Algorithmen verarbeitet wird. Dabei müssen gar keine neuen Daten in Form von etwa Chat-Outputs entstehen: In der Forschung sind insbesondere Anwendungen zum Herausarbeiten von Verteilungen und Auffälligkeiten in Strukturen etabliert, welche die Bearbeitung von großen Quellenmengen erlauben.

Was mit theoretischen Konzepten wie data-driven research oder algorithmic turn beschrieben wird, hat in der praktischen Forschungsarbeit vor allem eine Konsequenz: das ständige Ausprobieren und Experimentieren mit Outputs – seien sie mit generativer KI oder anderen computationellen Verfahren erzeugt. Sie verändern unsere Lesegewohnheiten und Perspektiven und es muss fortlaufend geprüft werden, ob sie für die eigentliche inhaltliche Fragestellung hilfreich sind. Die Mensch-Maschine-Relationen, in die Forschung nicht erst seit der Nutzung von Aufnahmegegeräten und Computern eingebunden ist, verändern sich hier so tiefgreifend, dass mit Konzepten wie digitaler Hermeneutik versucht wird, diese epistemologische Verschiebung zu greifen – sie sind jedoch keinesfalls umfassend beforscht. Technologische Weiterentwicklungen sind so schnell, dass immer wieder der Eindruck aufkommt, Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaftler:innen würden diesen Entwicklungen hinterherjagen. Metaphern des Spielens und des Bastelns sind im wissenschaftlichen Austausch über neue technische Verfahren sehr präsent: Kaum ist eine technische Möglichkeit vorhanden, wird diese schon ins Ausprobieren eingebunden und schnell Ergebnisse mit oft hemdsärmelig angepasster Datengrundlage oder banaler inhaltlicher Fragestellung präsentiert. Vor lauter Experimentieren bleibt dabei leider zu oft auf der Strecke, den Mehrwert für den eigenen Erkenntnisgewinn und die Veränderungen der eigenen Epistemologie zu reflektieren: Menschliche Analyseleistungen und Interpretationen verschieben sich weg von inhaltlichen Fragestellungen hin zur Auswahl von Verfahren aus den immer wieder neuen und scheinbar so verlockenden Innovationen und hin zur Ausarbeitung dessen, in welchen Schritten des eigenen Forschungsprozesses KI zielführend eingebunden werden kann.

Mit generativer KI haben diese Entwicklungen neue Dynamik erlangt. In den Digital Humanities werden aktuell etwa verschiedene Chat-Interfaces hintereinandergeschaltet, um so Daten zunächst aufzubereiten und dann zu interpretieren, ohne dass Menschen eingreifen. Dass auch hier wiederum Wahrscheinlichkeiten berechnet werden und alle Outputs von menschlichem Input abhängen, geht hinter den großen Versprechungen nicht nur in diesem Forschungsbereich immer wieder unter. Zudem wird in der gesellschaftlichen ebenso wie in der wissenschaftsinternen Debatte zu oft ein Narrativ der disruptiven Innovation bedient, mit dem unsichtbar gemacht wird, dass die technischen Entwicklungen hinter den nun als Chat-Outputs leicht zugänglichen Ergebnissen bereits seit Jahren, wenn nicht Jahrzehnten in der Entwicklung sind. Sie sind nun jedoch anders in der Welt.

Ist es dementsprechend nicht Zeit für einen ebenfalls disruptiv anderen Umgang? Für redaktionelle Umformulierungen, Kürzungen und sprachliche Glättungen weniger Kolleg:innen und stärker maschinelle Verfahren zu Rate zu ziehen, kann zeitliche Horizonte für stärker inhaltliche Debatten und Feedbacks freimachen. Darin, die Chat-Interfaces aktiv zu nutzen, um innerhalb kürzester Zeit Ideen im Brainstorming zu generieren und zentrale Punkte einer bestehenden Debatte zusammenzufassen, liegt enormes Potenzial gerade aufgrund der stark vereinfachten Zugänglichkeit. Auch und gerade für Studierende kann so Wissen anders kondensiert werden, wenn dessen Entstehung gleichzeitig reflexiv infrage gestellt wird. Für tiefergehende Recherchen oder Analysen sind veränderte Wissensbestände bedeutsam, die wiederum informierte Lehrende besonders gut vermitteln können. In differenziertem Prompting können auch komplexere Aufgaben in Mensch-Maschine-Relationen iterativ realisiert werden.

Das spielerische Hinterfragen der Outputs, wie ich es mit Studierenden mache, ist dabei nur ein Einstieg in das kritische Hinterfragen von Datenpolitiken, Bias und Machtverhältnissen, der Bedeutung von Algorithmen und den unabgeschlossenen Relationen mehr-als-digitaler Praktiken. Diese technikanthropologischen Perspektiven sind genau die richtigen, um zu hinterfragen, wie KI aktuell diskursiv verhandelt und in Praktiken eingebunden wird, wobei beide Perspektiven nicht voneinander lösbar sind. Dementsprechend konnte ich meine alte Freundin schnell in eine Diskussion dazu verwickeln, wie es einzuschätzen ist, wenn Lehrer:innen die Hausaufgaben mit KI für verschiedene Lernstufen binnendifferenziert erstellen können – und sich ihre Aufmerksamkeit dabei von der Aufgabe selbst hin zum Prompting der richtigen Anweisungen verschiebt, sie aber teils erstmals überhaupt Binnendifferenzierung umsetzen. Unsere Forschungsfelder ebenso wie unsere Forschungspraktiken sind durchdrungen von KI, und beides zu analysieren bleibt eine spannende, wenn auch komplexe Aufgabe.

<https://doi.org/10.31244/zekw/2025/02.12>